Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Ernst Zahn, seine Persönlichkeit, seine Welt, sein Schaffen
Autor: Ermatinger, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574411

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ernst Zahn,

seine Persönlichkeit, seine Welt, sein Schaffen.

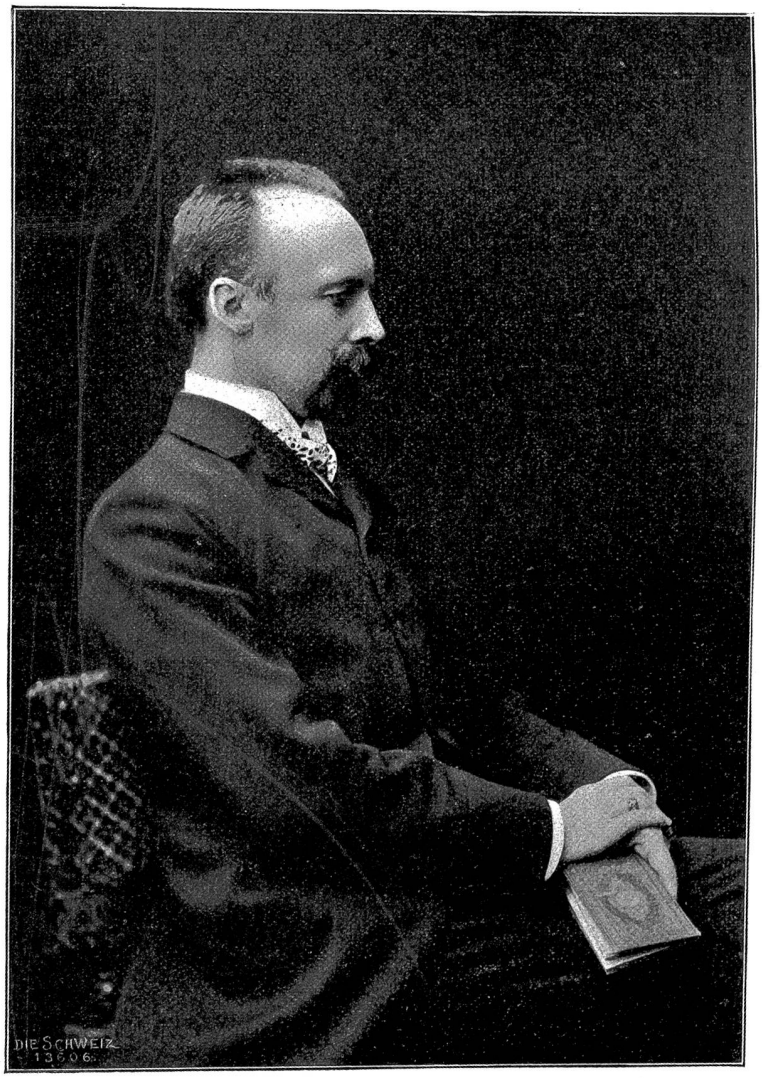
Von **Emil Ermatinger.**

Mit zwei Abbildungen.

Es war eine klare Oktobernacht. An den Wänden zu beiden Seiten des Göschenenthales lag bis tief zur Thalsohle herab schimmernd frischer Schnee. Auf den höhern Hängen wob eine zauberhafte Helle: das Licht des Vollmondes, den unsere Blicke noch nicht erreichten.

Wir hatten den Abend in der traulichen Erkerstube von Ernst Zahns Häuschen am Rand des Dorfes, seiner „Bergruh", verbracht, hatten geplaudert und abwechselnd vorgelesen, indes die fleißige Hausfrau allerlei Gewandwerk für die Kinder instand gesetzt hatte. Nun wandten wir uns zum Gehn, unsern allnächtlichen Weg nach dem Bahnhof anzutreten, wo Zahn und ich hausten.

Das Licht in unserer kleinen Blendlaterne, mit der wir uns nachts die stockfinstern Gassen des Dorfes spärlich zu erleuchten pflegten, konnten wir heute löschen; denn kaum hatten wir einige Schritte gethan, so erschien der Mond vor uns über dem Kamm der Bergwand. Wir wandten uns um und schauten nach der Tiefe des Thales. Da leuchtete das gewaltige Feld des Dammagletschers in märchenhafter Herrlichkeit aus der dunkeln Tiefe des Himmels, und ein geheimnisvolles Leben, durch das Licht des Vollmondes entzaubert, schien dort in der himmelnahen Höhe zu walten. Mir war, als müsse ich die feinen Stimmen der Geister, die über die silberhellen Gletschermatten glitten, ins Thal herabklingen hören. — Wir standen lang und schauten. Dann löste sich der Blick langsam vom Himmel und sank zur Erde. Da sahen wir noch aus den Erkerfenstern der „Bergruh" den roten Schein der Lampe in die bleiche Nacht hinausgrüßen. Ueber die ganze Landschaft breitete sich die sterndurchwobene Decke der schweigenden Bergnacht.



Ernst Zahn

Ich muß immer an dieses Bild denken, wenn ich mir des Dichters Gestalt vergegenwärtige, oder wenn ich etwas von ihm lese, und mir scheint, als sei dieser doppelte Glanz, das große stille Leuchten des Dammagletschers und das trauliche Lämpchen seiner Stube, für Zahns Wesen charakteristisch.

Ernst Zahns äußeres Leben ist in einfachen Geleisen gelaufen, wie das so manches andern Poeten: es kommt ja auch für die Tiefe und Reife des Geistes, wie uns etwa der Lebensgang Mörikes zeigt, nicht so sehr auf äußere Ereignisse, als auf innere Erlebnisse an, gerade wie die Fülle der Erfahrung nicht nur auf der Zahl der Jahre gegründet ist.

In Zürich ist er am 24. Januar 1867 geboren. Sein Vater, der aus Bayern stammt, führte bei der Geburt des Knaben das Café littéraire, dann übernahm er das Gesellschaftshaus zum Baugarten (an der Stelle der heutigen Börse). Nach einigen Jahren siedelten die Eltern nach Siders im Wallis über, wo der Vater einen Gasthof gepachtet hatte; der Knabe aber kehrte bald wieder zu den Großeltern mütterlicherseits nach Zürich zurück, um hier die Schule zu besuchen. Aus dieser Zeit steht besonders lebhaft in des Dichters Gedächtnis die Gestalt des biedern und einfachen Großvaters, des Metzgermeisters Johannes Buck, der sein Geschäft in dem Hause „zur Mausfalle" an der untern Kirchgasse

betrieb. „Ich sehe ihn — erzählt er — am Fenster seiner einfachen Wohnstube stehen, hemdärmelig, das Rasiermesser in der Hand. Ein grauer, schmaler Bartkranz umlief ihm Wangen und Kinn; was innerhalb dieses Kranzes lag, wurde sorgfältig rasiert. Er war ein mittelgroßer Mann mit scharfgeprägten Zügen und hellen, leuchtenden, blauen Augen. Ihre Lider hatten zu viel runzelige Haut, und wenn sie aufgeschlagen waren, bildete diese ein scharfes Dreieck, aus dem der Blick wie ein wachsam Hündlein aus dem Hause fuhr." Bei seinem tüchtigen, allein aufs Praktische gerichteten Sinn hätte er wohl die litterarischen Neigungen des Enkels mit wenig Freude gesehen.

Denn bereits warf der junge Gymnasiast sehnsüchtige Blicke in die Gefilde der Dichtung. Die klassischen Dramen wurden gelesen; doch nur denjenigen Stellen vermochte der Knabe ein tieferes Interesse abzugewinnen, „die eine Steigerung der Handlung bedeuteten und womöglich Zweikampf, Mord oder Schlachtgetümmel schilderten, weshalb die Königsdramen Shakespeares und Schillers Jungfrau von Orleans, auch ein paar Balladen Freiligraths immer wieder an die Reihe kamen." Wenn die Lektüre dieser Werke die abenteuerdurstige Phantasie erfüllten und befruchteten, so nährte ein Poesiealbum, in das eine Tante Dichtungen mehr oder minder großer Meister, meist elegisch-weltschmerzlicher Art, eingetragen hatte, des Knaben sinnendes Gemüt. Ob nicht schon in diesen Neigungen des Kindes die beiden Hauptseiten der Dichtung des Mannes, einerseits der Hang zum Wild-gewaltigen, anderseits die Liebe für das Zartsinnige, im Keim ausgebildet liegen?

Die ersten eigenen Verse entstanden stammelnd, ungeschickt, aber aus drängendem Herzen geboren, und rührend und bescheiden zugleich ist es, wie er die Gedichte aus jenem Poesiealbum abschrieb und sie — ja nicht seine eigenen! — jungen Freunden und Freundinnen heimlich zusteckte — und Spott dafür erntete.

In der Schule wollte es nicht recht vorwärtsgehen, zum großen Leid der Eltern, die inzwischen — das Geschäft in Siders war durch die Weiterführung der Eisenbahn nach Brieg entwertet worden — wieder nach Zürich übergesiedelt waren. In diese Zeit fällt der Versuch, die heißgeliebte Mutter zur Vertrauten des geheimen poetischen Schaffens zu machen. Ein Gedicht, das auf den Umschlag eines Schreibheftes geschrieben war, wurde in der Mutter Nähkorb eingeschmuggelt. „Es trug — wir erzählen nach den Worten des Dichters — seinem Verfasser Schelte ein und starb zur Stunde, da die Mutter es fand, einen verächtlichen, schmachvollen Tod. Aus den blassen Zügen der lieben Frau aber, die es mit rascher Hand zerriß, zuckte geheimer Kummer, und aus ihrer scharfen Rede: „Wende deine Zeit zum Lernen besser an und laß solche Dummheiten!" zitterte die Angst der Mutter, die unter drückenden pekuniären Sorgen litt, es möchte der Sohn mißraten."

Die ersehnte Veränderung in den äußern Verhältnissen kam im Jahr 1880, als der Vater die Bahnhofrestauration in Göschenen übernahm. Der Wechsel sollte dereinst für die innere Entwicklung des Jünglings von der höchsten Bedeutung sein.

Da der Knabe im Gymnasium nicht gedieh, so nahmen ihn die Eltern vorderhand aus der Schule in die neue Heimat hinauf. Es war damals noch eine lange und mühsame Reise. Von Flüelen an ging's mit der Post. Es war spät im Herbst. Das Wetter war rauh, und in Wassen lag der Schnee hoch auf den Straßen. Und wenn auch die Beschwerden der Reise über all den neuen Eindrücken rasch vergessen wurden, es wollte dem Knaben in dem einsamen Bergdorf, mit dem des Mannes Wesen später so enge verwachsen sollte, durchaus nicht gefallen. Die gewaltigen Bergwände, die von allen Seiten gegen das Thal herandrängten, drückten ihn, und die große Stille machte ihm bang. Er verstand es noch nicht, in den Spuren des Lebens, die sich ihm spärlich zeigten, das allgemein Menschliche zu deuten, und er besaß noch zu wenig eigene Fracht, um die Einsamkeit mit den Gestalten seiner Phantasie zu erfüllen. Er mußte zuerst noch das Getriebe der breiten Welt sehen, ehe ihm das Schweigen der hohen Berge lieb wurde.

Nach einiger Zeit wurde der Knabe in das Institut Breidenstein in Grenchen gebracht. Da glückte ihm, was ihm in Zürich nicht hatte gelingen wollen: er arbeitete mit Lust und Erfolg in der Klasse mit, und die besten Zeugnisse wanderten in die Berge. Daneben wurde den Musen geopfert.

Als die Zeit der Berufswahl heranrückte, entschied sich der Jüngling für den Beruf des Vaters. Nachdem er im Hotel Beau-Rivage in Genf seine Lehrzeit als Kellner durchgemacht hatte, bekleidete er eine Stelle als Hotelsekretär in Genua und hielt sich nachher zur Erlernung der englischen Sprache eine Zeit lang in Hastings auf. Darauf kehrte er wieder in die Berge zurück, im väterlichen Geschäft zu helfen. Auch jetzt noch wollte ihm, der die Welt geschmeckt, die Stille und Abgeschlossenheit keineswegs behagen. Er that verdrossen seine Pflicht und machte in den Mußestunden seinem Mißmut in schwülstigen Versen Luft.

Da setzte ein äußeres Ereignis dieser qualvollen Unzufriedenheit ein Ziel, indem es den Fluß seines Geistes in ein Gebiet lenkte, wo unter seinen lebenweckenden Fluten eine Fülle schönster Blumen aufsprießen sollte: die Gemeindeversammlung von Göschenen wählte den zwanzigjährigen Jüngling in den Gemeinderat. „Ich begann — erzählt er — mit Eifer mich in die engbegrenzte Politik der Berggemeinde einzuleben. Ich saß mit meinen Bauern in enger dumpfer Stube beisammen, maß mich mit ihnen in kunstlosem Redegefecht und fing an, auf die Würde meines Dorfmagnatentums mir etwas einzubilden." Und nachdem einmal das innere Band mit dem umgebenden Leben geknüpft war, ließ auch der Anlaß nicht warten, der des Jünglings dunkelm Sinnen und Träumen das ersehnte Licht brachte.

Im Jahre 1887 wurde auf dem Friedhof von Göschenen das schöne Denkmal für den Erbauer des Gotthardtunnels, Louis Favre, und die während der Bauzeit verunglückten Arbeiter eingeweiht. Bei der Enthüllungsfeier trug das junge Mitglied des Gemeinderats ein Gedicht „An die gefallenen Arbeiter" vor, das später, von einigen freundlichen Worten für den Verfasser begleitet, im „Luzerner Tagblatt" veröffentlicht wurde. Und nun löste das Interesse, das ihm entgegengebracht wurde, den dumpfen Bann mehr und mehr. Seine Augen wurden geöffnet und erkannten die Pracht und die Wunder der Landschaft, die ihn umgab. Seine neue

Heimat begann, ihm ans Herz zu wachsen. Eine neue Lebensfreude erwachte, und üppig schoß poetische Saat auf. Gedichte entstanden, die in Zeitungen veröffentlicht wurden. In der Unterhaltungsbeilage des „Luzerner Tagblatt" erschienen Novellen. Im Jahr 1892 trug er mit seiner Erzählung „Kämpfe" — der von dem Dichter gewählte Titel wurde später vom Verleger für die Buchausgabe wenig geschmackvoll in „Herzenskämpfe" umgeändert — einen vom „Schweizerischen Familienwochenblatt" ausgesetzten Preis davon. Wer vermöchte den Stolz des Fünfundzwanzigjährigen zu schildern, als er das erste Honorar empfing! Ob aber nicht das Lächeln, das über das ernste Gesicht der Mutter huschte, seine Brust noch höher schwellte?

Im folgenden Jahr konnte er sein erstes Buch, eben jene „Kämpfe", als Hochzeitsgabe seiner Braut schenken, die als seine Frau im Oktober zu ihm in die Berge zog. Vier Jahre lang noch führte er das Geschäft gemeinsam mit dem Vater. Dann zogen sich die Eltern nach Zürich zurück. Er hatte die Last des Geschäftes allein zu tragen; denn die Sorge der jungen Frau und Mutter nahm mehr und mehr das wachsende Häuflein Kinder in Anspruch, das rasch die Einsamkeit bevölkerte.

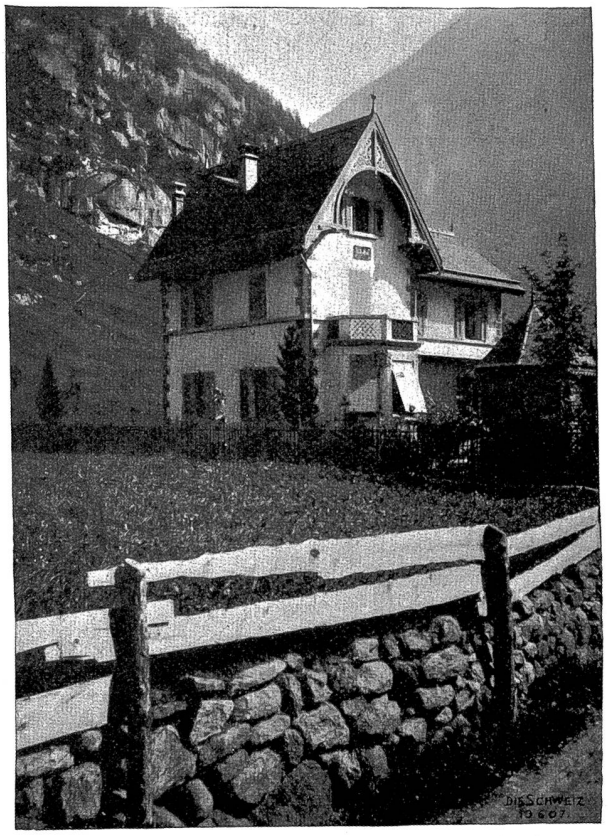
Und seinen Kindern hat er denn auch das hübsche Häuschen gebaut, das, ferne vom rauchgeschwärzten Bahnhof, am Ausgang des Dorfes mit seinen grünen Läden den Wanderer freundlich grüßt, welcher gegen die Göschenenalp zieht. Es ist ein gar trauliches Nest, dieses Häuschen, so recht als eine Stätte friedlichen Glückes geschaffen. Am hellsten aber glänzt dies Glück, wenn in den Abendstunden der Vater, den die Arbeit den Tag über fern hält, unter seine Kinderschar tritt.

Zahn ist ein gar guter Vater und Gatte. Darauf deutet schon die Liebe, mit der er an der Mutter hängt. Und hätte ihn seine Natur nicht dazu geführt, die Einsamkeit hätte es ihn gelehrt. Denn so sehr der Dichter die Bergleute liebt und sich in ihre Eigenart hineingelebt hat, sie selber nehmen an seinem Wesen recht wenig teil. Die wenigsten wissen, daß der „Bahnhofwirt" auch so nebenbei ein Bücherschreiber ist. Kaum daß hie und da ein altes Bäuerlein, das in Altorf zufällig in einem Zeitungsblatt gelesen, daß wieder ein neues Buch von dem Göschener Bahnhofrestaurateur erschienen sei, den Dichter, wenn es ihm begegnet, verständnisinnig anblinzelt, lächelnd den Finger erhebt und sagt: „Jetzt hat man's aber wieder einmal gelesen." Und die Bauern haben ja auch recht: wenn sie noch lesen würden, was sollen sie die Dinge in den Büchern suchen, die ihnen von Kindsbeinen an so vertraut, zu vertraut sind?

Also sind, wenn nicht etwa Besuch da ist, die Gatten einzig auf sich und die Kinder angewiesen. Sie müssen einander alles sein. Da lernt man die Kraft der Familie schätzen. Der Dichter hat diesem Gedanken einmal in den schönen Versen Ausdruck verliehen:

„Wir haben eine Welt für uns allein.
Da drin ist's friedvoll still tagaus, tagein!
Und aus der Welt, der lauten, großen, fällt
Kein Mißklang je in unsre kleine Welt! —
Da draußen wogt's und stürmt's wohl früh und spät,
Vor unserm Thor die Liebe Wache steht
Und bannt den Sturm, der dort die Brandung schwellt,
Aus unsrer Welt!"

Und ich meine, diese Ueberzeugung, daß das Dasein



„Bergruh". Ernst Zahns Häuschen in Göschenen.

des Einzelnen nur dann glücklich und segensreich sei, wenn es im Schoß der Familie gesichert ruht, ist der Grundgedanke seiner Werke, den er unermüdlich durch die verschiedenste Behandlung uns immer wieder einprägt. Gleich in seiner ersten Novellensammlung „Echo", welche die, wenn auch noch oft unsicher und leise gezogenen, Grundlinien seiner Dichtung enthält, tritt uns diese Anschauung mehrfach gar eindringlich entgegen. Die erste Erzählung, „Geigenfriedli", schildert, wie ein heimatloser Musikant trotz fremder Intrigen Heimat und Weib gewinnt. In der zweiten, „Buße", erzählt der Dichter, wie ein Weib, das für einen Augenblick den Lockungen des Jugendgeliebten gehorcht und ihrer Pflicht gegenüber dem todkranken Gatten zu Hause vergißt, zeitlebens auf das Glück der Ehe verzichten muß. Aehnlich ist das Problem der vierten Erzählung, nur daß der Sündige der Mann ist. In der letzten nimmt gar die Mutter eine furchtbare Lüge auf sich, um das Eheglück der Tochter zu gründen. Weitere Beispiele ließen sich in andern Werken, etwa in „Bergvolk", den „Neuen Bergnovellen" oder in „Menschen" finden. Im „Erni Behaim" ist durch das entsagungsvolle Schicksal des Richters eindringlich der Glaube an die unantastbare Heiligkeit der Ehe dargestellt, wie er in den Herzen des einfachen Bergvolks lebt, desselben Volkes, das in gesunder Sittlichkeit sich über die engen Satzungen pfäffischer Lehre hinwegsetzt, den Erni Behaim von der Schuld des Muttermords freispricht und ihm zum höchsten Glück hilft, zur Ehe mit der Jugendgeliebten Trud.

Auf der Familie ist der Staat gegründet. Man lernt in der Einsamkeit auch den Wert der Heimat, die

Kraft des Volkes schätzen. Zumal in einer solchen Einsamkeit, welche die Herrlichkeit des Vaterlands so tönend verkündet, wie das reizvolle Thal von Göschenen. Und so erweitert sich denn bei Zahn folgerichtig der Gedanke von dem segnenden Einfluß der Familie auf das Los des Individuums zu dem Glauben, daß der Einzelne im thätigen Wirken für das ganze Volk Gesundung für seine krankende Existenz finden kann. Schon in „Der Guet", der dritten Erzählung im „Bergvolk", ist diese Anschauung vorbereitet; klarer tritt sie im „Albin Indergand" hervor. Hier zwingt der Held, der durch fremde und eigene Schuld die Verachtung seiner Heimatgenossen auf sich geladen hat, durch seine eifrige Mitwirkung an der Rettung des Heimatdorfes, das der Bergsturz gefährdet hat, seine Mitbürger zur schweigenden Duldung, und durch seine sichere Heldenkühnheit in den Franzosenkämpfen gewinnt er sich die Achtung der Seinen wieder, die, dankbar seine Tüchtigkeit erkennend, ihn, den verschupften Waisenknaben, dereinst zum Präses erwählen. Hier münden die Interessen des Individuums in die der Gesamtheit ein. In andern Fällen hat Zahn Familie und Staat in ein gegensätzliches Verhältnis gestellt. So in „Der Büßer" (in der Sammlung „Bergvolk"), wo ein junger Bursche der Heimatgemeinde, die ihn verlästert, Valet sagt und, durch die treue Liebe seines Maitli belohnt, das ihm in die Fremde nachzieht, sich fern von der Heimat ein neues Glück baut. Den erbittertsten Kampf des Einzelnen gegen die ganze Gemeinde und deren Oberhaupt, den Präses, schildern die „Herrgottsfäden". Wenn in „Der Büßer" und „Herrgottsfäden" der Dichter auf Seiten des Einzelnen zu stehen scheint, so steigt in zwei andern Romanen das Ganze als das Höhere über das Einzelleben: im „Albin Indergand" sühnt der Präses die Schuld, die er in seiner Familie auf sich geladen, durch den Tod fürs Vaterland; da heilt das Ganze die Wunden des Einzelnen. Fast entgegengesetzt ist das Problem in „Erni Behaim"; da fordert die Gemeinde, die den Erni Behaim so freigebig mit Glück beschenkt, vom Richter Gallus gebieterisch, daß er dem Wohl des Ganzen sein eigenes Lebensglück opfere.

Aus der starken Betonung von Familie und Staat entspringt bei Zahn auch das hohe sittliche Pathos; denn die Sitte ist die Grundlage der Familie, zum Gesetz kristallisiert im Staatsleben. Seine Werke leben in einer durch und durch ethischen Atmosphäre, er ist ein moralischer Dichter, wie, um ihn mit einem der Größten zu vergleichen, Schiller. Man möge den Ausdruck „moralischer Dichter" nicht falsch deuten. Ich verstehe unter der Bezeichnung nicht einen der beliebten „Dichter fürs deutsche Haus", die in den Spalten von Familienblättern mit ihren poetisch meist wertlosen Produkten eine Scheinsitte predigen, die Leser belehren wollen. Denen steht Zahn meilenfern; denn er ist ein ernster Dichter. Er will nicht Sittlichkeit im gemeinen Sinn lehren, was ja überhaupt unmöglich ist, sondern er stellt Probleme der Sittlichkeit künstlerisch dar. Und weil ihn, den Dichter, die Probleme der Sittlichkeit im höhern Sinn anziehen, so sieht er sich oft gezwungen, den vulgären, traditionellen Sittengesetzen, die besonders die Bauern und Kleinstädter so manchmal zu Handlungen schrofffster Lieblosigkeit hinreißen, scharf entgegenzutreten. Denn Zahn kennt auch die schlechten Seiten seiner Bergleute und scheut sich, trotz seiner gelegentlichen Neigung zu idealisieren, nicht, etwa ihre sittliche Starrheit kräftig zu verurteilen. Man braucht nur an die ungerechte, voreingenommene Starrköpfigkeit der „frommen" Andergandner gegenüber dem Steiner-Lori (in „Der Büßer") oder an das Benehmen der Anderhaldner gegenüber dem Albin Indergand zu denken. Schon in der Sammlung „Echo" ist eine Novelle, „Der Lug", in welcher der Dichter mit sorgfältiger Motivierung die sittliche Zulässigkeit einer schweren Lüge in einem individuellen Fall dem freien, denkenden Leser glaublich macht und sich dadurch in einen bewußten Gegensatz zur Volksmoral stellt; er weiß, Sitte soll Wohlthat, nicht Plage sein. Darum läßt er auch die verachtete, befleckte Sabine Rennerin zur Retterin des Vaterlandes werden.

Und endlich, weil Zahn immer die Forderungen einer höhern Sittlichkeit im Auge behält, so geht er auch etwa heikeln Motiven nicht ängstlich aus dem Wege; denn es ist ihm nicht verborgen, daß wahre und große Sittlichkeit von jedem Menschen, und von jedem aufs neue, mit Irren und Wirren erkauft werden muß, während jene leichterworbene Dutzendmoral, die immer behutsam geraden Weges wandelt, ein Prunken mit fremdem Besitztum ist. Darum scheut sich Zahn nicht, die Handlung der „Herrgottsfäden" auf dem nächtlichen Stelldichein Christens und Rosis aufzubauen; darum läßt er den Albin Indergand jene Schuld mit der Komödiantentochter auf sich laden, weil der Jüngling seine spätere Tüchtigkeit und Präseswürde durch sein Vergehen bezahlen muß. Aber — und das zeigt uns das Schicksal des gegenwärtigen Präses im selben „Albin Indergand" — wehe dem Mann, dessen Sittlichkeit dann noch einen Riß bekommt, wenn sie durch die Erfahrung der Jahre und die Verhältnisse gefestigt sein sollte! Der Knabe Albin, der sich vergeht, ist noch in seinen Lehrjahren; aber der gereifte Präses, der fehlt, muß die Schuld mit dem Tode bezahlen. Des Dichters Sittlichkeit ist nicht nur weitherziger, milder, als die gewöhnliche Moral, sie ist auch, wenn es die besondern Verhältnisse verlangen, unbarmherziger, konsequenter: denn die Volksmoral duldet Tausende solcher Menschen, die die Schuld des Präses auf sich geladen.

So wird der Dichter allerdings auch indirekt zum Verkündiger der Sittlichkeit, seiner höhern Sittlichkeit, aber nicht auf dem Weg absichtlich moralischer Belehrung, sondern künstlerischer Gestaltung.

Man darf vielleicht noch einen Schritt weiter gehen und sagen, daß es in erster Linie moralisches Interesse ist, das Zahn bei der Aufstellung seiner Probleme und der Entwicklung seiner Gestalten erfüllt. Die rein psychologischen Probleme, wie sie neuere französische oder russische Schriftsteller lieben, oder wie sie Walther Siegfried in „Tino Moralt" und „Fermont" mit höchster Kunst entwickelt hat, treten bei ihm durchaus in den Hintergrund. Daher läßt sich auch gegen die psychologische Gestaltung seiner Personen oft mancherlei einwenden. Man hat z. B. schon nicht ohne Berechtigung die mangelhafte psychologische Motivierung des Charakters des Pfarrherrn im „Albin Indergand" getadelt. Die leise Andeutung, daß er ein uneheliches Kind ist und als solches schon früh die Ungerechtigkeit der Welt erfahren zu haben scheint, ist nur ein dürftiger Ansatz zur psychologischen

Begründung seiner fast übermenschlichen Milde und Weisheit. Noch stärker sind die Bedenken, welche gegen die Psychologie gewisser Partien der „Herrgottsfäden" geltend gemacht werden können; da scheint uns namentlich die Gestalt des Tobias stark romanhaft, die Entwicklung seines Wesens folgerichtiger Natürlichkeit widersprechend: der Knabe, dessen beste Jugendjahre durch den Haß des Großvaters so verkümmert waren, der sich beständig wie ein räudiges Tier verkriechen mußte, hätte sich in Wirklichkeit wohl kaum zu dem Ausbund von sittlicher Tüchtigkeit, verständiger Kraft und entsagender Güte auswachsen können.

In andern Fällen aber, wo nicht nur der an die raffinierte Psychologie „moderner" Menschen gewöhnte Leser bei Zahn die feinere seelische Motivierung vermißt, schroffe Uebergänge oder gar Risse in der Charakterentwicklung zu finden glaubt, liegt nicht Schuld des Dichters, sondern Eigenart seiner Urbilder vor. Denn gleich der Natur der Berge, die den Wanderer zwingt, über kyklopisch getürmte Felsblöcke sich den Weg aufwärts zu suchen, die der ebenen oder allmählich ansteigenden Straße widerstrebt, so sind auch die Leute: Tugenden und Laster, Lust und Weh liegen in ihrem Innern als gewaltige, rauheckige Quadern neben einander getürmt; tiefe, doch schmale Spalten klaffen zwischen ihnen, und nur selten verbindet ein glatter Steg den einen Block mit dem andern. Daher oft das Sprunghafte ihres Denkens und Fühlens, das unvermittelte Auflodern der Leidenschaft.

Zahn hat in der Zeit, da er mit seinen Bauern im Gemeinderat zusammensaß — denn in dieser Zeit werden wir seine innigste Berührung mit den Bergleuten suchen müssen — tiefe Blicke in die Seele seines Volkes gethan, und was er da geschaut, das erzählt er uns gerecht und treu. Wenn er hie und da mit des Dichters göttlichem Recht eine Lieblingsgestalt idealisiert, so bleibt doch das Ganze frei von schäferhafter Schönfärberei. Tugenden und Fehler seiner Leute sind diejenigen schlichter Naturmenschen. Auf der einen Seite bescheidene Genügsamkeit, felsenfeste Redlichkeit, strenge Sittenreinheit, natürliche Hoheit und ursprüngliche Gemütstiefe; auf der andern Seite aber auch schmutziger Geiz, bäurische Schlauheit, pfaffendienerische Engherzigkeit, starrköpfige Machthaberei und wildaufbrausende Heftigkeit.

Es ist ein entlegen und abgeschlossen Stück Erde, in dem Zahns Menschen leben, dieses Göschenen- und Meienthal mit den angrenzenden Partien des Reußthals, und nur durch ganz besondere Schicksale läßt sich einer dieser Bergbauern bewegen, einen Schritt in die Welt hinaus zu thun. Früher rissen die Kriegsfahrten nach Welschland wohl den einen oder andern mit, oder es wallfahrtete einer, von Schuld gedrückt, zu der Gnadenmutter nach Einsiedeln. In neuerer Zeit mag die Eisenbahn an den Markgebieten einigen Wandel geschaffen haben. Gewöhnlich aber sind es nur der Präses und der Pfarrer, die über das Heimatthal hinausgekommen sind. Den Horizont der übrigen umschließen hohe Bergwände, die den Blick ins Weite auf allen Seiten versperren. Und beschränkt ist der Kreis des Lebens, den sie einschließen, klein die Zahl der Menschen, die in diesem Bergnest sich zusammendrängen, sich an einander halten im Winter und Sommer, in Glück und Leid; wenig mannigfaltig sind die Menschentypen, welche aus den einfachen Verhältnissen hervorwachsen. Allen voran leuchtet die Gestalt des Präses oder Ammann, in frühern Zeiten Richter oder Thalvogt geheißen. Sie fehlt in keinem der umfassenden Dorfbilder Zahns, und des Dichters Blick ruht meist mit besonderer Aufmerksamkeit auf ihr. Mit mächtiger Körperkraft und außergewöhnlicher Verstandesschärfe ausgerüstet, dazu im Besitz großen Wohlstandes, leitet er wie ein despotischer Herrscher die Geschichte des Dorfs oder Thals. Er führt durch, was er hinter seiner eisernen Stirn beschlossen. Was seinem gewaltigen Willen trotzt, wird bei Seite geschoben oder vernichtet. Wer sich ihm beugt, hat ihm zu danken; denn er kargt nicht mit seinem Gut, wo es not thut.

Neben ihm steht der Pfarrer, der über die Seelen der Bauern kaum minder allgewaltig und unfehlbar herrscht, wie der Präses über die äußern Verhältnisse. Auch er darf, wo es sich um ein breiteres Dorfbild handelt, kaum fehlen.

Und hinter den beiden folgt nun die gesamte Schar der Dorftypen, Männer und Frauen. Da ist der arme Bursche, der sein Aug' zum Töchterchen des reichbegüterten Großbauern erhoben hat; der „Strahler", der sein Leben einsetzt, um einen köstlichen Kristallschatz zu heben; der bäuerliche Geizhals, der auf seinem Geldsack sitzt; der Schulmeister, der in Ermanglung irdischer Güter mit sanfter Demut von den himmlischen träumt; der Wildhüter und Bannwart, der, pflichteifrig dem Frevel wehrend, dem Haß der Bauern zum Opfer fällt. Und auf der andern Seite die Weiber: die herrische, hartknochige Bäuerin, das Gegenstück zum Präses; oder die duldende, früh von Leiden gedrückte, schweigende; dann das junge Kind des Großbauern, das in Not und Widerstand dem armen Werber die Treue wahrt; oder die Bettlerin, die stolz sich ihrer Ehre wehrt, und als Gegenstück das liederliche Weib, das, charakteristisch genug, aus der Fremde ins Dorf hineingekommen ist, oder, wenn es eine Einheimische ist, die schlechten Sitten draußen geholt hat.

Wie die Zahl der Menschen, so sind auch ihre Lebensfragen und Interessen beschränkt. In erster Linie ist es die Sorge für des Lebens Notdurft, von der sie erfüllt sind. Der Wohlhabende ist ihnen der Größte, sofern er nur kein schmutziger Geizhals ist. Bescheiden im Hintergrund steht der Besitzlose, und nur besondere Verhältnisse überbrücken die Kluft zwischen Arm und Reich. Sodann ist es die Gründung des Hausstandes, die ihr Interesse beansprucht. Dazu kommen noch alle die öffentlichen Fragen, deren Kreis und Wichtigkeit der Größe der Gemeinde angemessen ist.

Man darf sich nicht verhehlen, daß die Enge und Gleichförmigkeit des dörflichen Lebens den Erzählungen des Dichters eine gewisse stoffliche Gleichartigkeit, oft Einförmigkeit verleiht. Dieselben Menschentypen und Probleme begegnen häufig wieder; ich erwähne nur das Problem der ehelichen Treue, das meines Erinnerns behandelt ist in zwei Erzählungen aus „Echo", in „Erni Behaim", in „Menschen" und im „Albin Indergand". Müssen wir einerseits diese Gleichartigkeit mehr dem Stoff, als dem Dichter zur Last legen, so können wir anderseits nicht genug die feine Kunst der Nuancierung bewundern, mit der Zahn Abwechslung in das Gleichförmige gebracht hat. Zum Beispiel die Gestalt des

Präses in den verschiedenen Erzählungen! Ueberall ist der Stamm des Charakters derselbe, und in demselben Boden wurzelt er; aber welche feine Mannigfaltigkeit in der Gestaltung der Zweige! Stellen wir die Gestalt des Thalvogts in „St. Gotthard" (der ersten Erzählung in „Bergvolk") neben die des Richters im „Erni Behaim"! Beides gewaltige Menschen voll strotzender Kraft und unbedingt herrschend über das Volk. Aber während der Thalvogt seiner schrankenlosen Willkür und herrischen Leidenschaft das Glück der Seinen und des Thales zu opfern nicht zögert, beugt sich der gerechte Richter der Stimme des Volkes und zwingt seine eigenen Wünsche nieder. Andere Parallelen wären ebenso lehrreich, z. B. zwischen dem Ammann in „Der Büßer" („Bergvolk") und dem Präses im „Albin Indergand". Oder wie hübsch ist das häufig wiederholte Problem des armen Burschen, der nach Leiden und Kämpfen das brave Mädchen heimführt, variiert! Oder die verschiedenen Pfarrer, die Zahn gezeichnet hat! Es fällt mir hier, um wieder an einen der Großen zu erinnern, ein Wort ein, das Schiller einmal voll Bescheidenheit an Goethe schrieb: „Mein Bedürfnis und Streben ist, aus wenigem viel zu machen ... Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Barschaft besser nutzen und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalt fehlt, durch die Form erzeugen." Der letzte Satz paßt wörtlich auf unsern Dichter.

Doch all die angeführten Merkmale Zahn'scher Kunst erklären noch nicht den großen Reiz, den seine Erzählungen auf die weitesten Kreise ausüben. Ich sehe ihn, abgesehen davon, daß der Blick des Kultur- und Ueberkulturmenschen von jeher gern auf einfach-ländlichen Bildern verweilt hat, vor allem in der stark subjektiven, persönlichen Färbung seiner Dichtungen. Es scheint mir nicht zufällig, daß Zahn so vielen seiner Bücher Widmungen oder Verse vorangestellt hat, die von einer Beziehung zwischen dem Inhalt und des Dichters Leben zeugen. Auch diese epischen Darstellungen sind erlebt, wenn auch nicht in gewöhnlichem Sinn, äußerlich, sondern innerlich, künstlerisch. Sie bedeuten, wenigstens die reifern unter ihnen, gleichsam Stationen auf dem Wege der Weltbetrachtung und Geistesvertiefung. Zahn gibt in seinen Erzählungen nicht epische Darstellungen objektiver Weltbilder, wie es etwa Jakob Boßhart thut, sondern bei ihm geht das Interesse für seine Personen so weit, daß man des Dichters Sympathie oder Antipathie, Liebe oder Haß für seine Menschen zwischen den Zeilen herauslesen kann. Der Pfarrer in den „Herrgottsfäden" ist auf diese Weise fast zur Tendenzfigur geworden, deren leise Karikierung der Dichter später durch die hohe Idealgestalt des Priesters im „Albin Indergand" mehr als wett gemacht hat. Zahn steht nicht hinter, sondern mitten unter seinen Geschöpfen. Nebenbei gesagt: es hängt diese ausgeprägte persönliche Anteilnahme des Dichters für seine Gestalten mit dem moralischen Grundzug seiner Dichtung enge zusammen. Aus der durchaus persönlich gefärbten Darstellung entspringt der hohe Gefühlswert, der starke Stimmungsgehalt seiner Erzählungen. Ob er nun die tote Natur, ob er der Menschen Gefühle, Gedanken oder Handlungen schildert, stets geschieht es so, daß er den tiefen und bedeutenden Eindruck, den das dichterische Traumbild oder die Lebenserfahrung auf ihn gemacht, gleich tief und bedeutend in die Seele des Lesers zu prägen vermag. Seine Darstellung ist nirgends farblos, gleichgiltig, kalt, und darum vermag er auch das Interesse des Lesers vom Anfang bis zum Schluß in Spannung zu erhalten. Längen kommen wohl hie und da vor; aber auch diese Stellen begleitet unsere fühlende Anteilnahme.

Und so ist es denn in letzter Linie nicht zum mindesten seine Persönlichkeit, die wir in seinen Schriften lieben: die schlichte Wahrhaftigkeit gegenüber Menschen und Verhältnissen, die innige Gemütstiefe, mit der er sich in Natur uud Menschen versenkt, der hohe Ernst und die sittliche Reinheit, die ihm gestatten, selbst die heikelsten Situationen so darzustellen, daß auch das empfindlichste Ohr keinen Mißklang zu hören vermag; endlich, bei aller Zartheit des Gemüts, die kraftvolle Tüchtigkeit, die unaufhaltsam vorwärts strebt; man würde es dem schlanken, zartgegliederten Manne kaum ansehen, daß sein Geist so derb gewaltige Bauern, wie seine Präsesgestalten sind, erschaffen könnte. —

Ich bin mir bewußt, mich in dieser Darstellung von Zahns dichterischem Schaffen einer gewissen Einseitigkeit schuldig gemacht zu haben: ich habe fast nur von dem Erzähler, von dem Lyriker und Dramatiker kaum gesprochen. Es geschah, weil ich es nur für meine Aufgabe hielt, die Grundlinien seines künstlerischen Charakters zu zeichnen, weil es an diesem Ort pedantisch und langweilig gewesen wäre, Werk für Werk aufzuzählen und durchzubesprechen. Sein Wesen offenbart sich in seinen Gedichten „In den Wind" und seinen Dramen, von denen das bekannteste „Sabine Rennerin" ist, nicht anders als in seinen Erzählungen, in diesen jedoch, als dem Schwerpunkt seines Schaffens, in kräftigster Weise.

Aber ich bin selber der Letzte, Zahn als „Berggeschichtenschreiber" kurzweg in ein Schiebfach der Litteraturgeschichte hineinzulegen; ich weiß, daß ein abschließendes Urteil über einen Dichter, der mitten im regsten und reichsten Schaffen steht, ein Unding ist, und ich weiß, daß er die Beschränktheit des Stoffes, die ihm sein enges Berggebiet auferlegt, am tiefsten selbst empfindet. Auch der reichste Quell der eigenen Brust muß langsam versiegen, wenn ihn die Außenwelt nicht speist. Wie einst der Knabe, auf dessen Gemüt die hohen, engschließenden Bergwände gedrückt, so strebt auch der Künstler hinaus in eine größere Welt, in eine weitere, höhere Kunst. Möge es ihm gelingen, sie zu erreichen, ohne daß er im weiten Feld das verliert, was die stille Bergeinsamkeit in ihm gezeitigt, die Tiefe, Innigkeit und Kraft seiner Persönlichkeit!